

# Für unsere Kinder

Nr. 17 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1915

**Inhaltsverzeichnis:** Der Mond. Von Heinrich v. Reber. (Gedicht.) — Die Welle. Von Helene Scheu-Nieß. — Der Schornsteinfegerjunge. Von H. C. Andersen. — Wie wohl die Welt entstanden sein kann. Von Felix Linke. (Schluß.) — Sankt Peter und das Bäuerlein. Ein Märchen von Chr. Fr. Daniel Schubart. (Gedicht.) — Die Tiere und der Mensch. Ein arabisches Märchen. (Schluß.) — Frühling auf Besuch. Von Hammersdorff. (Gedicht.)

## Der Mond.

Der Mond steht in der blauen Luft  
Mit vollen gelben Backen  
Und malt aus Langerweil mit Gold  
Der dunklen Wolken Sacken.

Er schaut herab zum Erdenkloß  
Mit bleicher Schadenfreude  
Und kraht sich an dem Ringgebirg,  
Sieht drunten er die Leute.

Er lächelt, weil er ausgebrannt,  
Muß kein Geschlecht mehr tragen,  
Das immer nur das eine sinnt:  
Einander totzuschlagen. Heinrich v. Reber.

○ ○ ○

## Die Welle.

Über der schlummernden See lag der lichtlose Morgenhimmel vor Sonnenaufgang. In eine dämmergraue Farbe floß das Oben mit dem Unten und ein dumpfes Murmeln drang aus der ruhenden Fläche empor, so, als riesen die Geister der Tiefe, sehnächtiger Erwartung voll, dem kommenden Tag ihre Grüße entgegen.

Weit draußen aber in der großen Wasserwüste wurde eine kleine Welle geboren.

Wie es gekommen war, daß sie sich aus der Masse löste und ihren einsamen Lebensweg antrat, ahnte sie nicht. Die ersten Sekunden ihres erwachenden Daseins waren ihrer Erinnerung entrückt; die setzte erst irgendwo ein, wo die kleine Welle bereits tüchtig im Rollen war — so schien es ihr wenigstens —, und sie war geneigt zu glauben, daß es nie anders gewesen sein konnte. Freilich, das waren in diesem Stadium noch recht dunkle Gefühlszustände, nicht etwa Gedanken oder philosophische Überlegungen; denn wiewohl für Wellen eine Sekunde das selbe bedeutet, was für uns

viele Jahre sind, war sie doch, als sie da ihre dämmernde Straße zog, eine junge, unerfahrene Welle, die noch all ihr Sinnen und Trachten darauf gerichtet hielt, sich in dieser Welt zu rechtzufinden.

Zum vollen Bewußtsein ihres Ich erwachte sie eigentlich erst in dem Augenblick, als eine andere Welle von irgendwo herantam und mit ihr zusammenstieß. „So eine Unverschämtheit,“ sagte die fremde, „rein, als ob diese kleine Person allein auf der Welt wäre! Mach' doch die Augen auf!“ Und unwillig gluckste sie vorüber.

Tüchtig weh hatte es getan, so zur Seite geschleudert zu werden, und die „kleine Person“ zitterte vor Schreck und Angst. Wo sollte sie ihren Weg suchen? Oder wenigstens ein schützendes Versteck? Was sollte sie anfangen, ganz allein in diesem endlosen Raum, wo jetzt auf allen Seiten große Wasserberge aufstiegen, um langsam und schwer wieder zu sinken, daß das ganze Wellenvolk im Umkreis heftig erschüttert das Haupt beugte. Es war sehr unheimlich.

Ein Gefühl unendlicher Einsamkeit und Verlorenheit kam über sie. Warum war sie wohl in die Welt gesetzt worden und wozu? Vor ihr und hinter ihr lag das große Dunkel, und sie fürchtete sich so sehr. Alles schien fast feindlich und drohend, nirgends war ein Ruhepunkt, und sie wußte nicht einmal, wohin sie ging.

Ein alter Schiffsbalken schwamm vorüber. Er sah so gelehrt aus, daß die kleine Welle sich ein Herz faßte. „Darf ich dich ein wenig tragen?“ fragte sie demütig. Und gnädig erlaubte er es. Da fragte sie denn mancherlei: woher er komme, wohin er gehen solle, und der Balken war ein weiser, vielerfahrener Mann und wußte alles. Er erzählte ihr von dem fernen Ziel aller lebenden Wellen, dem Ufer, von wo die großen, pustenden Schiffe kamen und die kleinen Boote; viele märchenhafte Dinge gebe es dort, blanke, lustig klappernde Kiesel und trockenen Sand, der tue seine Arme aus und wolle die Wasserwellen gar nicht mehr von sich lassen. Und allerlei merkwürdiges Getier könne man dort zuweilen sehen; das Merkwürdigste von allem aber, ganz unbeschreiblich sonderbar von Aussehen und Gehaben, das seien die Menschen, die allein

es verständen, Schiffe und Boote zu machen, und die doch so schwach seien, daß sie niemals über das Wasser gelangen würden ohne seine, des Balkens, und seinegleichen Hilfe.

Endlich aber fragte die kleine Welle: „Wer bin ich?“ — „Du bist ein Teil des Meeres,“ sagte der Balken. „Vom Meere kommst du, zum Meere gehst du zurück.“

Das konnte sie nicht verstehen. „Wo ist das Meer?“ fragte sie. „Ich sehe es nicht. Ich sehe Wellen, Fische, Muscheln, Tang, Korallen und Vögel. Was heißt das, das Meer? Wie sieht es aus?“

„Du kannst es nicht sehen und ich auch nicht,“ sagte der Balken. „Es ist zu groß.“ Und dann schwieg er. —

Lange, lange dachte die kleine Welle nach und konnte doch nicht fassen, was sie vernommen hatte. Als der Balken längst davongeschwommen war, fragte sie eine der vorübereilenden Schwestern: „Was ist das Meer?“

„Ach, Unsinn,“ rief die, „hat dir das auch so einer in den Kopf gesetzt? Das ist eine Fabel. Ein Meer existiert überhaupt nicht. Wir sind da, die Wellen. Sind wir selbst nicht genug? Wir leben und kämpfen; wer stark genug ist, siegt und herrscht. Siehst du, so!“ Und damit fuhr sie einem ganz winzigen Wellchen entgegen und schluckte es; und stolz blähte sie den Hals und zog weiter.

Unsere kleine Welle aber fürchtete sich jetzt noch mehr. Sie war durchaus nicht kampfbereit; sie hatte nicht den Mut zu großen Taten, und sie hätte für ein stilles, geschütztes Plätzchen auf dem Meeresgrund ihre ganze stolze Wellenselbstherrlichkeit hergegeben.

Wie sie eben daran war, sich in eine Wogenfurche zu verziehen, da kam gerade der erste schüchterne Sonnenstrahl auf leisen Sohlen über die Wolken herausgeschlichen. Neugierig lugte er in die Welt, und mit flinkem Ruck schob er einen Teil der Nebeldecke zur Seite. Als er aber da unten die kleine, bebende Welle sah, wie sie sich hilflos vor ihrem Schicksal zu bergen suchte, da glitt er leicht herab zu ihr und küßte sie sanft auf die Stirne. Die arme kleine Welle wußte nicht, wie ihr geschah; ihr ward plötzlich so warm und lebensfreudig zumute, sie fühlte eine ungeahnte Kraft; sie fing an zu laufen und zu springen. Mit einem Male hätte sie nun gegen alle ihre Schwestern den Kampf aufnehmen mögen; mochten sie nur herantommen! Die schlichen so träge dahin; manche schienen alt und müde, so breit legten sie ihre Schwingen.

Und wie unsere kleine Welle jubelnd den Kopf in die Höhe warf, hatte sie plötzlich eine glühende weiße Schaumkrone darauf.

Was war das für eine Wonne, so dahinzufliegen, strahlend in königlichem Schmut! Wie schön war doch die Welt! Sie war in einem Rausch von morgenfrischer Seligkeit. Die kleinen Fische, die heraufstamen, packte sie beim Schwanz, und allen schimmernden Muscheln rief sie neckend und lockend zu: „Kommt mit, kommt mit!“

Und heller und immer heller ward es um sie, und mit einem Male war der Raum lauter Licht, und die Wasserfläche lag tiefblau und leuchtete, als wären an den ferne sich wölbenden Himmelswänden goldene Fluten niedergeflossen. Und alles war von solch einem köstlichen Rauschen, Wiegen und Singen erfüllt; es war ein andächtiger Chor, der sang das Lied vom Leben.

Die kleine Welle aber träumte vom Ufer. Eine dunkle Sehnsucht trieb sie nach jenem unbekanntem Land am Ende der Wasserwelt. Jeden Vogel, der über sie hinflieg, jede Fliege, die sich an ihr neigte, fragte sie nach der Richtung. Es war weit, schrecklich weit, aber sie zog kräftig den ihr gewiesenen Weg. Wenn sie müde wurde, ließ sie sich oft von einer großen Schwester schieben. Oft auch schlug sie an harte Felsblöcke, die aus dem Grund heraufragten. „Gebt mir den Weg frei!“ sagte sie dann entrüstet. „Ich bin eine Königin. Seht ihr nicht die Krone auf meinem Haupt?“ Freilich, den Fels rührte das nicht. Sie mußte eben doch zur Seite weichen, um an ihm vorüberzulommen.

Auf ihre Einsamkeit war sie jetzt stolz. Der weite Raum um sie, der war ihr königreich. Wenn sie an den Schiffsbalken dachte, lächelte sie über all die Dinge, die sie ihm auf ein Haar hätte glauben mögen. Nun verstand sie das Leben besser als alle schwarzen Balken der Welt. Sie selbst, ihr schimmernder, glühender, leuchtender, rollender Leib war das Leben, ihre Krone war das Leben und die Kraft, mit der sie alles zur Seite schlug, was ihr begegnete, sie war auch das Leben. Und wenn einmal solch ein Riesenfisch kam, wie sie unten im Dunkel wohnten — und sie in seinen Schlund hinabschnappte? Ja, dann war es eben aus und vorbei. Anfangs wurde sie sehr traurig, wenn sie daran dachte, aber später verlernte sie das Denken überhaupt — es gab ja so viel zu sehen! Die großen blanken Steine, die auf dem Grunde wuchsen; die bunten Muscheln, die mit ihr wanderten; die Boote mit den weißen

Segeln, an die der Wind sich lehnte; und die großen grauen Netze, die aus diesen Booten herabsanken, um voll zappelnder Fische wieder hinaufzusteigen.

Unsere kleine Welle zog ihren Weg und wußte es kaum, wie sie im Wandern größer, stärker und stürmischer wurde. Aber immer bestiger ward ihre Sehnsucht nach dem Ufer. Es jagte und tobte in ihr dem Ziel entgegen.

Da fühlte sie mit einem Male weichen Schlamm Boden unter sich. Wild wühlte sie sich ein in den feinen Sand, und als er sie durstig trinken wollte, riß sie sich los und nahm eine ganze Wolke von ihm mit, daß sie plötzlich ganz trüb und häßlich wurde; aber sie merkte es nicht, in heißer Hast stürzte sie weiter. Und da waren auch schon die klappernden Steine; wie die schwächten und baten, sie möchte doch bei ihnen bleiben! Aber nichts da, fort mit euch, und sie hieb sie durcheinander und vor sich hin in blinder Wut; sie war fast besinnungslos vor Erregung; denn sie wußte, daß sie vor dem Höhepunkt ihres Lebens stand.

Und es bebte in jedem Tropfen ihres hell-schimmernden Blutes, und mit rasender Gewalt brach sie aus der Reihe der mitwandernden Schwestervogel. Eine blanke weiße Steinwüste lag vor ihr, warm von dem glühenden Mittagelicht. Jeder Zoll ihres Weges brannte Wunden in ihren kühlen Leib, aber sie fühlte es nicht — sie sprang plötzlich in die Luft, über aller Schwestern Köpfe rollte sie hinaus und fiel mit mächtig donnerndem Aufschlag an das Land.

Der Boden zitterte unter ihrem Schlag — und ihre Schaumkrone wuchs ins Ungeheure. Wie sie sich unwandte und stolz zurückschaute, stürzten ihr die heißen weißen Steine machtlos nach, ihre Königschleppe zu tragen.

Eine Weile noch erfüllt vom höchsten, seligsten Kraftgefühl, riß sie die ihr begegnenden, kleinen uferstrebenden Wellen sieghaft zurück und zwang sie in ihr Gefolge. Aber mit einem Male fiel die Spannung von ihr und ihre ungefüme Kraft sank. Es kam über sie wie eine fremde, stille Müdigkeit. Und während sie unter den glühenden Sonnenstrahlen das Haupt beugte, merkte sie plötzlich, daß ihre Krone verschwunden war. Immer langsamer und schwächer wurde ihr Schritt. Aber sie fürchtete sich nicht. In ihr fragte eine leise, stauende Ahnung nach dem Ende.

Still wurde es um sie, während die Sonne glühte; still und stiller — und ein sanftes, weiches Wiegen kam von fernher, wo der

Himmel ins Wasser sank. Dorthin mußte sie jetzt wandern, aber nicht stürmisch, voll Ungeduld, wie sie zum Ufer getrieben hatte, sondern mit ruhevoller Sicherheit — wie einer, der weiß, daß er hinkommen muß und wird, auf jeden Fall. Schön war es, so leise und weich wiegend zu gleiten, förmlich getragen zu werden von dieser geheimnisvollen Bewegung. Und ihr war, als wäre sie längst nicht mehr allein, als gehörte sie zu dem Wasserkreis um sie her, der vor ihren Augen immer größer und größer wurde und wiegend weiterglitt und weiterwuchs, bis sie seine Grenzen nicht mehr sah.

Am fernen Ufer rauschte und plätscherte und klapperte es; dort erzählten sie sich, unsere kleine Welle sei gestorben.

Sie aber zog in leisem Wiegen, in selbstvergessenem Hingeben der großen Unendlichkeit zu, aus der die kleinen Wellen alle kommen und in die sie alle zurückkehren, die sie eigentlich nie wirklich verlassen und die sie doch nicht kennen.

Vielleicht wußte die, die nun nicht mehr die kleine Welle war, jetzt, was das Meer ist. Wenn sie aber noch einmal sich löst aus ihrer großen Lebenseinheit, um den Weg zum Ufer anzutreten — wird sie es auch dann noch wissen?

Helene Scheu-Ries.

o o o

## Der Schornsteinfegerjunge.

„Es war gestern in der Morgendämmerung!“ das sind des Mondes eigene Worte; „nicht ein Schornstein rauchte noch in der großen Stadt, und es waren gerade die Schornsteine, auf die ich herabsah. Aus einem derselben kam plötzlich ein kleiner Kopf hervor und dann der halbe Leib, die Arme ruhten auf dem Rande des Schornsteins. „Hurra! Es war ein kleiner Schornsteinfegerjunge, der zum erstenmal in seinem Leben ganz hinauf im Schornstein gekommen war und den Kopf herausgesteckt hatte. „Hurra! Ja, das war etwas anderes, als in den engen Röhren und in den schmalen Kaminen herumzutreiben! Die Luft wehte so frisch und er konnte über die ganze Stadt hinsehen bis zu dem grünen Wald; die Sonne stand eben auf; rund und groß schien sie ihm in das Gesicht, das von Glückseligkeit strahlte, obgleich er ganz hübsch mit Ruß beschmiert war. „Nun kann die ganze Stadt mich sehen!“ sagte er, „und der Mond kann mich sehen und die Sonne auch! Hurra! und damit schwang er den Besen!“

S. G. Andersen.

## Wie wohl die Welt entstanden sein kann.

(Schluß.)

Die Anschauungen von Kant und Laplace sind nicht die einzigen geblieben; nach ihnen hat es hunderte Anschauungsweisen gegeben, die alle wissenschaftlich waren, wenn sie auch wenig bekannt wurden. Wie sie aber auch gewesen sind: Wenn sie die Frage nach der Entstehung der Welt beantworten wollten, waren sie allemal unrichtig und mußten es sein, wie auch jede künstliche Theorie dieser Art falsch sein muß. — Warum? Nun, sehr einfach, weil die Frage nach der Entstehung der Welt schon eine vorgefaßte Meinung enthält, nämlich die, daß die Welt überhaupt einmal „entstanden“ sein müsse. Die Leser werden sich aber an unsere Ausführungen über Robert Mayer und seine Lebensarbeit erinnern, und danach wäre es ein Unsinn anzunehmen, die Welt — und das ist die ganze, nach der wir auch fragen — habe jemals einen „Ursprung“ gehabt, sei jemals „entstanden“. Denn wenn sie „entstanden“ ist, muß es einmal eine Zeit gegeben haben, da sie noch nicht bestanden hat, da noch gar nichts vorhanden war. Das widerspricht aber aller Erfahrung. Aus Nichts wird nichts, ebensowenig wie etwas Vorhandenes spurlos (wohlgemerkt) verschwinden kann. Alles kann sich nur wandeln. Es können Veränderungen eintreten, die etwa den Bestand eines einzelnen Dinges in Frage stellen, die das Einzelne zerstören oder etwas anderes sich bilden lassen können, aber daß etwas restlos verschwindet oder daß etwas aus dem Nichts entsteht, ist unmöglich. Das ist die größte und wichtigste Erkenntnis unserer gesamten modernen Naturanschauung. Und erst seitdem wir im Besitz dieser Erfahrung sind, ist die Naturwissenschaft so fruchtbar und kulturfördernd geworden.

Was bedeutet das nun für unsere Frage? — Es bedeutet, daß wir die Frage gar nicht so stellen können, wie wir sie fast immer — zumeist ziemlich gedankenlos — stellen: Wie ist die Welt entstanden? Das hieße ja, sie wäre einmal nicht gewesen. Da sie aber besteht, muß sie immer dagewesen sein und kann in folgedessen auch nie „entstanden“ sein.

Haben wir damit aber die Frage gelöst? — Nein, sondern nur richtiggestellt. Denn zunächst wollen die Menschen immer wissen, wie die Welt so geworden ist, wie wir sie heute sehen. In der Richtigstellung der Frage aber

besteht vielleicht das größte Stück der Lösung. Ohne die richtige Fragestellung können wir nie zur richtigen Lösung vordringen, weil uns eben die Frage immer wieder in eine falsche Richtung drängt. Der richtige Inhalt unserer Frage lautet also: „Wie ist die Welt geworden?“

So überaus einfach der Gedankengang ist, der uns zu dieser wichtigsten Erkenntnis in der ganzen Frage geführt hat, ebenso einfach ist ein weiterer, der einen anderen grundlegenden Aufschluß über die Vorgänge beim „Werden der Welten“ gibt. Wir haben erfahren, daß die Welt nicht „entstanden“, sondern geworden ist, und das läßt uns sofort erkennen, daß die Linie des Werdens keine Richtung besitzen kann.

Was heißt das?

Wäre die Welt „entstanden“, so müßte sie aus dem Nichts zu einem zunächst sehr einfachen Zustand gekommen sein, der sich immer weiter vervollkommen hat und bis zur jetzigen Höhe gediehen sein müßte. Damit wäre zugleich behauptet, der jetzige Zustand sei der vollkommenste, der unter den jetzigen Umständen möglich sei. Diese Seite der Frage hat sehr viele Denker beschäftigt und ganze Bibliotheken Literatur gezeitigt. Wir erkennen sie als grundsätzlich falsch, überflüssig und für unsere Erkenntnis belanglos. Da nämlich die Welt nicht entstanden sein kann, so hat es auch keinen Sinn zu fragen, ob der jetzige Zustand der beste mögliche sei, ob „wir in der besten aller Welten lebten“, wie es immer heißt, denn das würde eine endliche, bestimmte Zahl von Zuständen voraussetzen. Es ist aber auch gleichgültig, ob die Entwicklung seit der Entstehung in anderen Linien, etwa in ständigem Auf und Ab, vor sich gegangen ist, wie manche behaupten, um diese mangelhafte Welt „wissenschaftlich“ zu entschuldigen. Grundsätzlich ist das falsch! Denn da die Welt schon unendlich lange besteht, müßte alle Aufwärts- und Abwärtsentwicklung längst zu Ende gekommen sein. Es wäre daher unmöglich, daß sich die Welt noch weiter entwickelte, ihre Entwicklung müßte längst zu dem höchsten Punkte gediehen sein, und die Welt wäre seit unendlichen Zeiten nicht mehr imstande, sich noch weiter zu entwickeln und zu vervollkommen. Statt dessen sehen wir, daß die Entwicklung zur Vervollkommenung immer stürmischer vorwärts geht, daß also das Ende noch lange nicht da ist. Da kann nur ein grundsätzlicher Fehler in unserem Gedankengang stecken. Wir

bilden uns ein, der ganze Gang der Entwicklung verlaufe in einer und derselben Richtung. Es gibt doch aber auch eine zweite Möglichkeit. Wie, wenn die Entwicklung immer wieder in sich zurückkehrte? Wir kennen in der Physik solche Vorgänge; sie heißen dort Kreisprozesse, das heißt Vorgänge, die umkehrbar sind und in sich ebenso wieder zurücklaufen können, wie die Kreislinie immer wieder in sich zurückkehrt. So muß es auch mit der ganzen Welt sein. Denn wenn wir im fernen Weltraum Himmelskörper auf allen Entwicklungsstufen sehen, wenn nebeneinander heißglühende weißglänzende Sonnen, erkaltete Körper wie die dunklen oder halbdunklen Sonnen, glühende und kalte Planeten und Monde, ungeheure kalte Nebelmassen, riesige Meteorströme usw. bestehen, so wird der eine Körper längst am Ende seiner eigenen Entwicklung angelangt sein, während andere sich noch im fälschlich sogenannten „Arzustande“ befinden, und wieder andere mitten in der Entwicklung stehen. Die einen würden auf die anderen warten müssen, während doch alles nach dem „Weiter“ drängt. Tatsächlich ist das scheinbare Ende der Existenz eines Weltkörpers, wie zum Beispiel des erkalteten und leblosen Mondes, nicht das wirkliche Ende. Dieses gibt es eigentlich gar nicht. Denn alle diese Körper warten nur auf die Gelegenheit, sich zu verwandeln.

Wir beobachten im Weltraum „Weltuntergänge“, wie es vielfach heißt, „Weltaufstehungen“, wie es jedoch ebensogut heißen könnte. Und so findet sich denn das Glied in unserer Gedankenreihe, das die Kette schließt, das den ganzen Kreislauf vollendet. Die einzelnen Weltkörper entstehen und vergehen fortwährend, mag es noch so lange dauern. Es ist gleichgültig, ob der einzelne Weltkörper Jahrtausende oder Jahrbillionen besteht, verloren geht er nicht, er ist in ununterbrochener Wandlung.

Zwei Weltkörper stürzen zusammen, oder vielleicht auch eine ganze Menge, ein paar Systeme, wo die einzelnen Körper wieder in den verschiedensten „Alterszuständen“ sein können. Heiße Sonnen mit noch glühenden oder erkalteten Planeten und toten Monden können zusammenstürzen, und hervorgeht ein neues System, das vielleicht auch einige Bruchstücke auswirft, die sich im Weltraum verlieren und woandershin geraten. Die größte Mannigfaltigkeit herrscht hier. Die Körper erstehen zu glühenden Kugeln, sie erkalten, manche tragen

vielleicht auch Leben wie die Erde. Wer weiß, ob unsere Erde nicht auch einmal veröden und dann oder schon vorher den Untergang finden wird, um später als Teil eines oder mehrerer neuen Systeme wieder zu erstehen.

Das ist das „Werden der Welten“. Es ist also ein fortgesetzter Kreislauf, nicht eine „Entstehung“, bei der schließlich ein Tod eintreten müßte, über den hinaus nun gar nichts mehr erfolgte. Diese Erkenntnis ist das neueste Ergebnis der Wissenschaft, so neu, daß sie erst in verhältnismäßig wenige Köpfe gedrungen ist.

Wir haben dieses neueste Ergebnis hier kurz entwickelt. Es erscheint einigermaßen unverständlich, daß Jahrtausende angestrengtester wissenschaftlicher Forschertätigkeit notwendig waren, bis die Menschen zu einer so einfachen Einsicht gelangten. — Nun, die Jahrtausende sind es nicht gewesen. Denn wissenschaftliche Grundlagen für diese Anschauungen gibt es erst seit rund einem Jahrhundert. Erst mußte die Physik so weit vorgeschritten sein, daß genügend Tatsachen bekannt waren. Und die Sammlung der Tatsachen, die man erst seit einigen Jahrhunderten als die wichtigste Forschertätigkeit der Menschheit erkannt hat, wird neuerdings immer fruchtbarer. Sie hat ja erst jetzt oder in den letzten Jahrzehnten so viel Material herbeigebracht, daß man so kühn sein durfte, dieses einfache Gedankengerüst aufzuführen. Aber das ist ja das Merkwürdige, daß man durch unendlich viele schwierige Fragen, deren Lösung den größten Scharfsinn erfordert, hindurch muß, um nachher zu der „schönen grünen Weide“ zu gelangen, auf der sich's ebenso bequem und gemächlich spaziert, wie das die Wählämmer auf der natürlichen Weide zu tun pflegen.

„Wie wohl die Welt entstanden sein kann“ war unsere Frage. Ihr habt Tatsachen hören wollen, wie es war, ist und sein wird. Nun, damit kann ich hier heute nicht mehr aufwarten. Aber eins kann ich gleich noch als äußerst wichtig hinzufügen. Die „Tatsachen“ bestehen in der Beschreibung der Welt, wie sie ist, in der Erörterung der Tatsachen, die wir aus der Natur geschöpft haben. Wir können uns daraus ein Gemälde machen, wie die Welt geworden sein kann, aber nicht, wie sie geworden ist und weiter werden wird. Dazu sind wir noch nicht imstande und wissen auch nicht, ob wir es jemals sein werden. —

Felix Dink.

## Sankt Peter und das Bäuerlein.

Ein Märchen von Ehr. Fr. Daniel Schubart.

Es starb 'nmal ein Bäuerlein,  
Sein Engel, hell, wie Sonnenschein,  
Mit einem goldnen Stabe wies  
Dies Bäuerlein ins Paradies.

Es ging an den bestimmten Ort  
Auf einer Morgenröthe fort;  
Kam an das Thor von Diamant  
Und klopfte sitzsam mit der Hand.

Sankt Peter hütete die Tür,  
Und schrie: „Nun, wer ist wieder hier?“

„Ich bin ein armer Bauersmann,  
Der auf der Erde nichts getan,  
Als seine Felder angebaut,  
Mit einem Weibe sich getraut,  
Die mir zum Stecken und zum Stab  
Ein Duzend derbe Buben gab.

„In meinem Leben gab ich gern  
Die Steuern meinem gnäd'gen Herrn.  
Ich glaubte, was der Pfarrer sprach,  
Kam treulich seinen Lehren nach,  
Und zahlt' ihn redlich, wie mich deucht,  
Für seine Predigt, Meß und Beicht.  
Ich starb. Er salbte mich mit Öl,  
Ein Englein wies meine Seel'  
Zu dir ins Paradies herauf:  
O, heiliger Peter, mach' mir auf!“

Nun öffnete die Pforte sich,  
Sankt Peter sprach: „Ich lobe dich,  
Du guter Mann verdienst gewiß  
Ein Plätzchen in dem Paradies.

— Du sollst's auch haben: Aber heut',  
Mein Bäuerlein, fehlt mir die Zeit.  
Wir feiern heut' ein großes Fest,  
Das mich an dich nicht denken läßt.  
Geh' dort in jene Laube hin,  
Gewölbt von himmlischem Jasmin,  
Und warte, bis ich komme, da,  
Bei Nektar und Ambrosia!“ —

Das Bäuerlein sprach: „Habe Dank!“  
Setz' sich auf eine Weilschenbank,  
Und wartete, bis Peter rief.  
— Erhabne Stille herrschte tief.

Doch plötzlich sprang das goldne Thor,  
Der ganze Himmel war ein Chor:  
Es schwammen süße Symphonien  
Durch den entzückten Himmel hin.  
Der Schatten eines Priesters schwebt  
Herauf, — vom Lobgesang erbebt  
Der Himmel: Leuchte wie ein Stern,  
„Komm, du Gesegneter des Herrn!“

Mit Abraham und Isaaß sah  
Der Selige zu Tisch und aß  
Zum erstenmal Ambrosia;  
Und Amen und Halleluja!  
Sang laut der Seraphinen Chor  
Um des entzückten Priesters Ohr.

Und erst am Himmelsabend kam  
Sankt Peter vor das Thor, und nahm  
Mit sich den armen Bauersmann,  
Und wies ihm auch sein Plätzchen an.

Der Bauer faßte wieder Mut,  
Und sprach: „Herr Peter, sei so gut,  
Und sag' mir, warum war denn heut'  
Im Himmel solche große Freud'?“

„Sahst du's denn nicht,“ sagt Peter drauf,  
„Ein frommer Priester schwebt' herauf.  
Drum hat, ob seiner Seligkeit,  
Der Himmel solche große Freud'!“

„So müssen,“ fiel der Bauer ein,  
„Im Himmel lauter Feste sein,  
Weil's ja viel tausend Priester gibt,  
Und jeder seinen Herrgott liebt?“

Sankt Peter lachte laut dazu,  
Und sprach: „Du liebe Einfalt du!!  
Ich, der ich bald zweitausend Jahr  
Türhüter in dem Himmel war,  
Hab' vor den Pfaffen gute Ruh'; —  
Doch solche Bauernkerls wie du,  
Die kommen oft so häufig an,  
Daß ich sie nimmer zählen kann.“

o o o

## Die Tiere und der Mensch.

Ein arabisches Märchen. (Schluß.)

Die Ente hielt schauernd inne. Nach einer Pause fuhr sie aber fort: „Als der Löwe von diesen Schandtaten hörte, wurde er noch grimmiger und fragte das Pferd, wann es einen Menschen gesehen habe? Das Pferd antwortete: „Gegen Mittag sah ich einen Menschen, der meinen Spuren folgte.“ Das Pferd redete noch, als wir schon wieder eine mächtige Staubwolke entdeckten, die aus der Ferne herankam. Ein Kamel kam darunter hervor, das zitternd und bebend einhertrabte. Der Löwe hielt es für einen Menschen und wollte schon darauf los-springen. Da rief ich: Das ist kein Mensch, o Prinz, das ist ein Kamel, das auch vor dem Menschen zu fliehen scheint wie wir. Während ich dies sagte, trat das Kamel zu uns, verbeugte sich vor dem Löwen und grüßte ihn. Der Löwe erwiderte seinen Gruß und fragte, wieso es hierhergekommen? Es erwiderte:

„Ich fliehe vor dem Menschen.“ — „Wie“, rief der Löwe, „ein Tier von so großer Gestalt, so lang und so breit, und fürchtet den Menschen? Bei Gott! Mit einem Tritt kannst du ihn ja umbringen.“ — „O Prinz“, antwortete das Kamel, „der Mensch ist so klug und so schlau und so fein, daß nur der Tod ihm beikommen kann. Er zieht mir einen Ring durch die Nase, woran eine Schnur befestigt ist, wirst mir einen Halfter um den Kopf und übergibt mich seinem jüngsten Kinde, das, trotz meiner Größe und Stärke, mich hinführt wo es will. Dann legt er mir die schwersten Lasten auf, unternimmt mit mir die größten Reisen, so daß ich weder bei Tag noch bei Nacht Ruhe finde. Werde ich alt und gebrechlich, verlißt er mich aus seiner Gesellschaft und verkauft mich dem Metzger am Stadttor. Dieser schlachtet mich, verkauft meine Haut dem Gerber und mein Fleisch den Wirten. Ich kann dir gar nicht alles sagen, o Prinz, was ich alles erdulden muß.“ Der Löwe fragte nun das Kamel, wann es den Menschen verlassen? Es antwortete: „Gegen Sonnenuntergang, und ich denke, er wird bald hier sein. Schütze dich vor ihm und laß mich weiterfliehen in Wüsten und Einöden.“ Der Löwe aber warf sich in die Brust und rief: „Bleibe nur noch ein wenig, du sollst sehen, wie ich ihm die Knochen zermalme. Ich will ihn zerreißen und dich von seinem Fleische nähren und mit seinem Blute tränken!“ Das Kamel aber schrie: „Gott bewahre, Prinz, daß ich länger hier säume. Auch um deinetwillen habe ich große Angst, im Falle sich ein Mensch deiner Wohnung nähert.“

„Das Kamel redete noch, da bemerkten wir wieder eine näherwirkende Staubwolke, und es trat ein kurzer magerer Greis hervor, der in einem Korbe allerlei Schreinerhandwerkzeug auf der Schulter, einen Baumzweig und acht Bretter auf dem Kopfe trug. An der Hand führte er kleine Kinder. Ich fiel vor Furcht auf den Boden, als ich ihn herankommen sah, der Löwe aber trat ihm in den Weg, peitschte mit seinem Schwanz die Erde, spreizte die Klauen und bereitete sich zum Kampfe vor. Der Mensch trat ihm freundlich entgegen, verbeugte sich vor ihm, lächelnd ihm zu und sprach mit süßer Zunge: „O erhabener und mächtiger König! Gott schenke dir einen angenehmen Abend, vermehre deine Kraft und deinen Ruhm, verbreite deine Herrschaft und deine Macht, er unterwerfe dir alle deine Feinde und weise dir das Paradies zur Wohnung an. Gewähre mir deinen Schutz und stehe mir bei,

denn ich kann nur bei dir Hilfe finden.“ Gerührt von den schmeichelhaften Worten des Schreiners, sagte der Löwe großmütig: „Ich verspreche dir, o Fremdling, meinen Schutz. Sage mir, wer dir Gewalt angetan hat und wer du bist, denn ich habe in meinem ganzen Leben noch kein Tier gesehen, das dir gleiche an schöner Gestalt und beredter Zunge.“ Der Schreiner antwortete: „Erhabener Herr der Tiere! Ich heiße Schreiner und fürchte mich sehr vor dem Menschen, der morgen früh schon hier eintreffen wird.“ Als das der Löwe hörte, verwandelte sich ihm das Licht zur Dunkelheit, er knurrte, schnaubte, seine Augen sprühten Funken und er schrie: „Ich werde die ganze Nacht hier wachend zubringen.“ Dann bat er den Schreiner, er möchte ihm sagen, wo er hingehe. Mit seinen kurzen Füßen könne er doch mit wilden Tieren nicht Schritt halten. Der Schreiner antwortete: „Ich gehe jetzt zum Luchs, dem Besir deines Vaters, dem mächtigen, reißenden Tiere, dem Herrn der Klauen und Zähne, der auch gehört hat, daß Menschen in seine Nähe kommen würden. Aus Furcht hat er mich rufen lassen, damit ich aus diesen Brettern ihm ein Haus baue.“ Der junge Löwe beneidete den Luchs und sagte zum Schreiner: „Ich lasse dich nicht von der Stelle, du bauest mir denn zuerst ein Haus. Nachher kannst du zum Luchs gehen.“ Der Schreiner sagte, er müsse zuerst zum Luchs und wolle nach vollendeter Arbeit zurückkehren. Aber der junge Löwe drang in ihn, sprang auf ihn zu und faßte ihn zum Scherze mit der Tazze. Da fiel der Schreiner mitsamt seinem Korbe auf den Boden, und alle Werkzeuge lagen zerstreut auf der Erde. Der Löwe aber rief lachend: „Wie schwach bist du, armer Schreiner! Deine Furcht vor dem Menschen ist zu entschuldigen, denn du hast ja gar keine Kraft.“ Der Schreiner verbarg seine große Angst vor dem Löwen, stand wieder auf und sagte lächelnd: „Nun gut, ich will dir ein Haus bauen.“ Er nahm die Bretter, die er bei sich hatte, und nagelte sie zusammen wie eine Kiste. An der einen Seite brachte er eine große Öffnung an. Als er damit fertig war, sagte er zum Löwen: „Mein Herr, geh in dieses Haus, damit ich dein Maß nehme.“ Der Löwe war vor Freude ganz außer sich und ging hinein. Da aber die Kiste für ihn etwas eng war, sagte ihm der Schreiner, er müsse niederknien. Auch dies tat der Löwe, nur sein Schweif hing noch heraus. Der Schreiner nahm den Schweif, legte ihn zusammen und drückte ihn in die Kiste. Dann

legte er schnell den Deckel auf die Öffnung und nagelte die Kiste zu. Der Löwe schrie: „Was ist das für ein enges Haus? Laß mich heraus!“ — „O nein,“ antwortete der Schreiner lachend, „aus dieser Kiste kommst du in deinem Leben nie mehr heraus. Es bleibt dir kein Weg zur Rettung offen, du bleibst im Käfig, du abscheulichstes aller Tiere. Nun liegst du in der Schlinge, vor der dich alle Tiere so warnten.“ Jetzt erst merkte der Löwe, daß der Schreiner ein Mensch war und ihn trotz seiner großen Stärke so jämmerlich in die Falle gelockt hatte.

„Ich fing nun an,“ fuhr die Ente fort, „auch für mich zu zittern und entfernte mich darum ein wenig. Noch blieb ich aber Augenzeuge davon, wie der Mensch ein großes Loch in der Nähe der Kiste grub, die Kiste mühsam dem eingesperrten Löwen in die Grube hinabrollte, Holz darauf legte und es anzündete. Als ich dies sah,“ schloß die Ente, „entfloh ich, so schnell ich konnte, und befinde mich nun seit zwei Tagen auf der Flucht vor dem Menschen.“

Der Pfau war sehr erstaunt über diese wunderbare Erzählung der Ente, tröstete sie und sprach: „O meine Schwester! Auf dieser Insel sind wir ganz sicher vor dem Menschen. Wir wohnen schon lange in bester Ruhe hier. Bleibe also bei uns, bis du eines natürlichen Todes stirbst.“

Doch während sie zusammen sprachen, erhob sich eine Staubwolke. Die Ente sprang ins Meer und rief: „Vorsicht, Vorsicht! Laßt uns neuem Unheil entfliehen.“ Als die Staubwolke sich legte, kam ein Reh herbeigesprungen. Da sagte der Pfau zur Ente: „Rehre nur wieder, meine Schwester. Das, wovor du dich fürchtest, ist nur ein Reh. Es tut dir gewiß nichts zu leide, denn es nährt sich nur von Pflanzen und ist ein vierfüßiges Tier, wie du ein Vogel bist. Mache dir also keine Sorgen, denn Sorgen machen den Körper mager.“ Das Reh hatte inzwischen den Schatten des Baumes gesucht, wo der Pfau und die Ente sich aufhielten. Es begrüßte sie und sagte: „Ich habe in meinem Leben keine fruchtbarere Insel gesehen, die so reiche Weide hat wie diese. Wie angenehm muß es sein, hier zu wohnen. Ich möchte euch gern Gesellschaft leisten.“ Die Ente und der Pfau näherten sich ihm freundlich, grüßten es und sagten, sie hätten sich schon lange nach einer so lieblichen Gesellschaft gesehnt. Bald schlossen sie einen Freundschaftsbund und schwuren sich Treue, aßen, tranken und wohnten vergnügt beisammen.

Eines Tages aber kam ein Schiff, das auf dem Meere herumirrte, an der Insel vorbei. Die Schiffer wählten die Insel als Ankerplatz, stiegen ans Land und liefen auf der Insel umher. Als sie den Baum sahen, unter dem die Ente, der Pfau und das Reh versammelt waren, liefen sie darauf zu. Aber der Pfau entfloh mit seiner Gattin rasch auf einen Baum, das Reh suchte die Weite und nur die Ente, die vor Schreck den Kopf verlor und bald vor-, bald rückwärts rannte, wurde gefangen und trotz aller ihrer Vorsicht aufs Schiff geschleppt und geschlachtet. So fielen also der auf seine Stärke pochende Löwe und die allzu furchtsame Ente der großen List des Menschen zum Opfer.

Der Pfau aber flog eine Weile umher, bis er das flüchtige Reh traf. Das Reh wünschte ihm Glück zu seinem Entkommen und erkundigte sich nach der Ente. — „Meine teure Freundin“, sagte der Pfau, „ist gefangen worden, darum will ich diese Insel verlassen.“ Das Reh war sehr betrübt, doch bewog es den Pfau, noch einige Zeit auf der Insel zu bleiben. Vor dem Menschen sei es nirgends vollkommen sicher. Also blieben das Reh und der Pfau auf der Insel, wohnten vergnügt und sicher beisammen und hatten keinen andern Kummer als den Verlust der Ente.

o o o

## Frühling auf Besuch.

Mit hundert Besen segt der Wind,  
Der Regen schwingt sein nasses Tuch,  
Bis alle Straßen sauber sind;  
Der Frühling kommt ja auf Besuch!

Schon stiehlt sich ein verlorn'ner Duft  
Des Veilchenstrausses, den er bringt,  
In uns're dumpf'e Zimmerluft,  
Und eine leise Hoffnung singt:

Daß diesmal er auch uns beglückt,  
Und sich in unsern Hof getraut,  
Das kahle Beet mit Blumen schmückt,  
Und hell in uns're Fenster schaut. . . .

Er kommt! Entgegen nun geschwind  
Dem froh erwarteten Besuch!  
Hoch über Dächern winkt im Wind  
Sein weißes Wolhentaschentuch!

Hammersdorff.

Verantwortlich für die Redaktion:  
Frau Clara Jettin (Bundel), Wilhelmshöhe,  
Post Degerloch bei Stuttgart.  
Druck u. Verlag J. G. W. Metz Nachf. G. m. b. H. Stuttgart.